

Siemens

№ 37-38.

Oktober 1905--
Oktober 1906.

Erscheint jeden Mittwoch.

Jährlich 50 Nummern.

Preis: fürs Inland 3 R. — R.
" Ausland 3 " 50 "
" Südamerika 5 Pesos.

Geschäftsstelle:

Saratow Theaterpl., Haus Tillo
Fernsprecher № 77

Saratow, T-vu Г. X. Шель-
горнъ и К^o., противъ театра.

Adresse des Redakteurs:

Саратовъ, Католическая Семи-
нарія, I. Крушинскому.

Saratow, katholisches Seminar,
S. Kruschinsky.

Große Auswahl von handgestickten Haussegen

Größe ca. 31 × 41 Ctm.

bietet die Buch- und Devotionalienhandlung

von H. Schellhorn u. Co. in Saratow

Preis pro Stück ohne Übersendung:

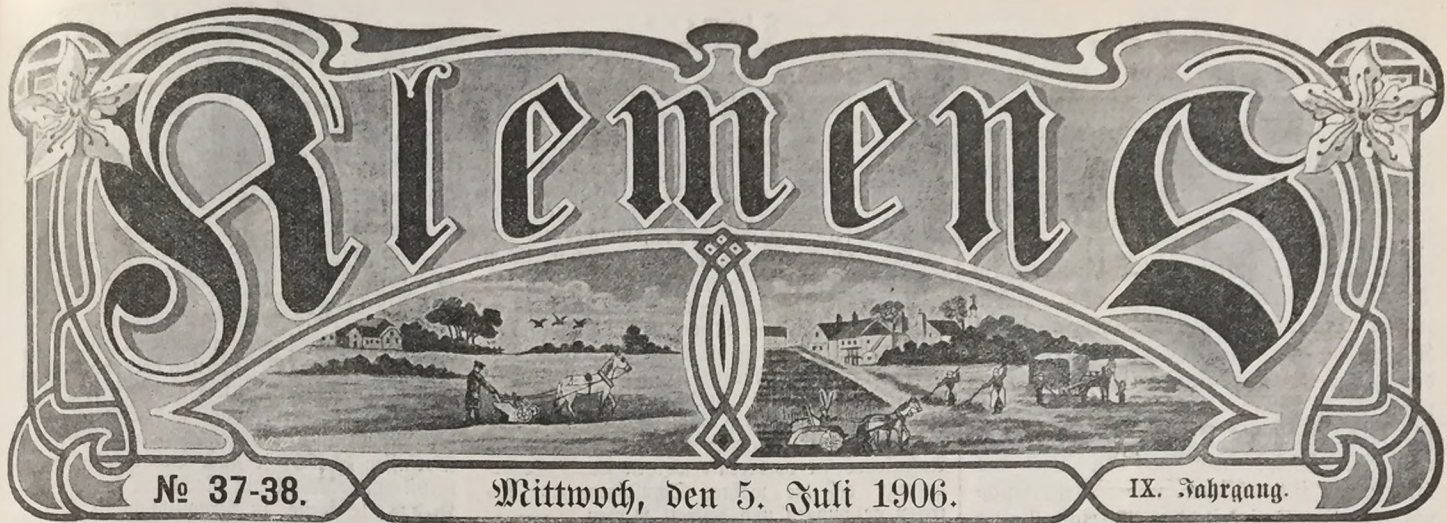
mit kürzeren Texten und bunten Bildern . . . 1 10
kleinen weißen Celluloid-Auflagen . . . 1 20
mit längeren Texten und Atlas oder bemalten
Celluloid-Auflagen . . . 1 30
ganz volle Muster in reichster Ausführung in



großen und extra großen bemalten Celluloid-
Auflagen zu . . . 1 40 u. 1 50
Die Stickerei ist bei allen gleich und in Serdenche-
mille mit Goldbrokat und Mooswolle mit Goldantille
ausgeführt.

Sämtliche Haussegen sind mit Garnierungen von edelweiß, künstlichen Blumen, Farren Moos etc. versehen.

Stimmen



No 37-38. Mittwoch, den 5. Juli 1906. IX. Jahrgang.

Inhalt: Das Königtum Christi. — Reichsduma. — Audiatur et altera pars. — Die Landfrage. — Korrespondenz. — Preßstimmen. — Aus Welt und Kirche. — Lucius Flavius (Fortf.). — Nachlese. — Das Wetter. — Beiträge zum Seminarbau. — AMerlei. — Ankündigungen.

Das Königtum Christi.

Niedrig und verborgen war die Ankunft des Sohnes Gottes hier auf Erden in dem Geheimnis seiner Menschwerdung, doch nicht so verborgen, daß nicht wenigstens ein Schimmer seiner Gottheit und seiner königlichen Würde seine Geburt und seine heilige Kindheit umstrahlt hätte. Kaum ist er eingetreten in die Welt, so steigen Scharen heiliger Engel vom Himmel auf die Erde, um ihn anzubeten als ihren Herrn und Gott und um seine göttliche Hoheit armen Hirten zu verkünden; noch hat er den Stall von Bethlehem nicht verlassen, so kommen, geführt von wunderbarem Sterne, Könige aus weiter Ferne, um dem „neugeborenen Könige“ ihre Geschenke und ihre Huldigungen darzubringen. So beeilt sich, wie die Kirchenlehrer sich ausdrücken, der himmlische Vater, seinen ihm wesensgleichen Sohn um so mehr zu verherrlichen, je mehr derselbe aus Liebe zu ihm sich demütigt und erniedrigt. Ganz so macht es auch noch in unseren Tagen unsere hl. Kirche. Sie feiert die wunderbaren Geheimnisse der hl. Kindheit Jesu; dabei weist sie uns aber unaufhörlich hin auf seine Gottheit, auf sein göttliches Königtum. „Siehe, er kam, der Herrscher; und in seiner Hand ist das Reich und die Macht und die Herrschaft.“ Diese Worte bilden den Eingang zur hl. Messe von dem ersten Tage des Festes der Erscheinung des Herrn an die ganze Oktav hindurch, sie enthalten auch den Grundton aller kirchlichen Tagzeiten, Gebete und Gesänge der folgenden Tage und Feste. Und in Wahrheit, wer wäre mehr König, als Jesus Christus, unser Herr und Heiland! Er ist König als Gott und als göttlicher Erlöser. Sein Königtum erstreckt sich über alle Völker der Erde, ihm ist untertan jede Kreatur, jede Seele ist sein Eigentum.

Christus ist König, weil er Gott ist, der Schöpfer aller Dinge. Kein Eigentumsrecht

ist unveräußerlicher als das der Urheber-schaft. Wer möchte einem Bildhauer ein Kunstwerk streitig machen, das seine Hände geformt haben? Und doch hat er dasselbe nicht aus nichts geschaffen, sondern aus einem Steine geformt, den er vorgefunden. Nicht so ist es bei Gott. Alles, was wir sind, ist das Werk seiner Schöpferkraft, die uns aus dem Nichts hervorrief. Niemand kann daher so sehr Herr und König sein, als es Gott ist gegenüber seinem Geschöpfe.

Christus ist König als Erlöser. Infolge der Sünde Adams standen wir unter der Herrschaft des bösen Feindes. Christus hat die Gewalt des Fürsten der Finsternis gebrochen und uns das Recht der Kinderschaft Gottes zurückgegeben. So hat er uns erkaufte um den Preis seines kostbaren Blutes, und so ist er unser König vermöge des Rechtes der Eroberung. Endlich hat der himmlische Vater das Königtum Christi feierlich bestätigt und der ganzen Welt verkündet, indem er zu ihm spricht: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt. Begehre von mir, so will ich dir geben die Heiden zu deinem Erbe und zu deinem Eigentum die Enden der Erde.“ Wo gäbe es also ein Königtum, das erhabener, heiliger und gerechter wäre, als das Königtum Christi?

Glücklich jene Fürsten und Völker, die Christus als ihren höchsten König anerkennen und in Verfassung und Gesetzgebung sein göttliches Gesetz zur Richtschnur nehmen. Die Geschichte aller Jahrhunderte lehrt, daß, wo Christi Gebot Gehorsam findet, auch Glück und Wohlstand gedeihen, Künste und Wissenschaft blühen, dagegen Verarmung und Verwilderung einreißen, wo das Gesetz Christi hintangesezt wird. Schauen wir auf die Staaten Europas in der Gegenwart! Macht sich nicht auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens ein schreckenerregender Rückgang geltend! Und wo anders hat diese traurige Erscheinung ihren Grund, wenn nicht in der Hintansezung der Lehren des Christentums und im Kampfe gegen

die Kirche, die doch von Gott gesezt ist, daß sie die Stelle Christi vertrete, sein Gesetz verkünde und sein göttliches Erlösungswerk auf Erden fortsetze? Nein, unsere hl. Kirche will nicht herrschen über die Völker und die Machthaber der Erde, wie man ihr oft mit so großem Unrecht vorwirft; als Tochter des Himmels und Fremde auf Erden will sie nur die Schritte ihrer Kinder auf den Weg zum Himmel lenken und beansprucht von den Gütern der Erde nur so viel, als ihr notwendig ist, um ihrer himmlischen Sendung nachzukommen. Aber in der übernatürlichen Ordnung, in der Führung der Seelen, ist sie Königin, ausgerüstet mit Gewalt von oben, die sie mit niemanden auf Erden teilen kann. An sie waren die Worte gerichtet, die der Heiland zu den Aposteln sprach: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch: Gehet hin und lehret alle Völker!“ Im Auftrage Jesu Christi lehrt und erklärt sie das Evangelium, und von ihr gilt: „Wer euch hört, hört mich.“

Wie aber Christus von Gott über Könige und Fürsten gesezt ist, so ist er auch der oberste König über jeden Menschen. Sein göttliches Gesetz verpflichtet alle ausnahmslos von dem Erwachen der Vernunft an, und wo uns eine Zumutung gestellt würde, die dem Gesetze Christi widerstrebte, müßten wir bereit sein, eher in den Tod zu gehen, als ihr uns zu fügen. Christus ist unser oberster König, darum dürfen wir nicht nur nicht Seinen Boten zuwiderhandeln, sondern müssen ihnen auch dienen. Wir sind sein Eigentum, und kein Eigentumsrecht ist so begründet und unveräußerlich als das Seine. „Ihr gehört nicht mehr euch an,“ sagt der Apostel, „sondern Jesu Christo, ihr seid erkaufte nicht mit vergänglichem Gold und Silber, sondern durch das kostbare Blut Jesu Christi; darum dürfet ihr nicht mehr für euch leben, sondern allein für den, der für euch gestorben ist

Bei der Befreiung wurden die Bauern nicht gleichmäßig mit Land versehen, und dieser Unterschied hat sich natürlich bis jetzt erhalten und verschärft. Gegenwärtig gibt es Hunderttausende von Bauern, die außer ihrem Hofplatz keinen Fuß breit Ackerland besitzen. In ganz besonders gedrückter Lage stehen die ehemaligen Leibeigenen der Gutsbesitzer, die schon bei der Loslösung verhältnismäßig übel davongekommen sind. Sehen wir uns die Liste von 50 Gouvernements an. In 37 Gouvernements beträgt der auf eine männliche Seele entfallende Landteil in einzelnen Distrikten stellenweise ein Zehntel Dessj., d. h. 240 Faden. Von 50 Gouvernements kommen in 32 weniger als 2 Dessj. auf die Seele. In ganz Rußland gibt es über 1 Mill. Bauern, deren Landteil weniger als 1 Dessj. auf die männl. Seele beträgt, und bis 3 Mill., die nur über 1—2 Dessj. verfügen.

Die steigende Landnot führte notwendig zur Erweiterung der Ackerlandfläche auf Kosten von Wiesen und Weiden. In dem sogenannten Schwarzerdegebiet ist man hierin schon so weit gekommen, daß fast das ganze Land der Bauern zu Ackerland verwandelt worden ist. So sieht es besonders in den Gouvernements von Kleinrußland, in Mittelrußland und an dem mittleren Lauf der Wolga aus; zum Teil auch in Kiew und Podolien.

Und doch kann die bei uns herrschende Dreifelderwirtschaft nur bestehen, ohne den Boden auszufaugen, solange auf 1 Dessj. Ackerland 1½ Dessj. Wiesenschlag und Weideland kommen. Nur dann ist es möglich, soviel Vieh zu halten, daß das Land gedüngt werden kann. Trotzdem unseren Bauern diese einfache Tatsache bekannt ist, können sie dieses Verhältnis zwischen Ackerland einerseits und Wiesen- und Weideland andererseits nirgends beobachten. Bei den Bauern kommt gewöhnlich auf 1 Dessj. Ackerland etwa ½ Dessj. Wiese und Weide, ja in einigen Gouvernements, wie Kursk, nur ⅓ Dessj. In allen 50 Gouvernements des europäischen Rußlands macht die Wiesen- und Weidefläche weniger als die Hälfte des gesamten Ackerlandes aus (42%). Die natürliche Folge davon ist, daß der Viehbestand immer mehr und mehr zusammenschmilzt, die Ertragsfähigkeit des ausgezogenen Bodens sinkt und das Gespenst der Hungersnot sich im Lande immer häufiger zeigt. Der Bauer greift zu allen ihm zugänglichen Mitteln, um die Menge seiner Nahrungsmittel zu vergrößern, er pachtet fremdes Land, siedelt sich auf neuen Ländereien an, reißt Weiden und Wiesen auf, rodet Wälder aus demselben Bedürfnis; die Bevölkerung vermehrt sich mit jedem Jahr, der Ertrag des Bodens an Nahrungsmitteln sinkt dabei immer tiefer herab. In 18 Gouvernements können die Bauern auf ihrem Gemeindeland, einschließlich des von ihnen gepachteten, nur soviel Brot gewinnen, um sich zu nähren: in 12 Gouvernements reicht der Ernteertrag nur knapp zum eigenen Lebensunterhalt.

Nimmt man aber nur die eigenen (Gemeinde-) Ländereien der Bauern, so gestaltet sich das Bild der bäuerlichen Armut und Not noch tröstlicher: 45 Mill. beiderlei Geschlechts von 64 Mill., die in 46 Gouvernements des europäischen Rußland leben, können sich von ihrem Landanteil nicht ernähren. Von diesen 45 Mill. kommen jährlich auf jede Seele 12 Pud jeglicher Art Getreide; man hat berechnet, daß jede Person zu ihrem Unterhalt 18 Pud braucht, es fehlen folglich 6 Pud, was in allem 270 Mill. Pud ausmacht. Dabei müssen viele Bauern noch einen Teil ihres Getreides zur Deckung der Steuern, Abgaben und sonstiger Bedürfnisse verkaufen. So steht es in Jahrgängen von mittlerer Ernte. Wie ändert sich jedoch die Lage der Landb-

völkerung, wenn in der Hälfte von Rußland Mangel eintritt, was alle 5 Jahre geschieht? Die Ursache der Armut des russischen Bauers liegt jedoch nicht allein im Landmangel. In Deutschland, wo das Land an sich schlechter ist als bei uns und wo zudem auf jeden Bauer weniger Land entfällt, leben die Bauern besser, ernten mehr Getreide und hungern nicht so, wie in Rußland.

Bei einer Mittelernte erntet unser Bauer von der Dessjatine 40 Pud Roggen oder auch 45 Pud Hafer. So stand es auch vor hundert Jahren in Deutschland; jetzt aber weiß man dort sogar bei Mißwachs nichts von so kläglichen Erträgen; der deutsche Bauer erntet bei Mittel-ernten das Dreifache des russischen. Und kein Wunder: die Art und Weise der Bodenbebauung in Deutschland ist von der russischen grundverschieden. Fast überall in Rußland herrscht die Dreifelderwirtschaft. Bei diesem System der Bewirtschaftung ruht das eine der drei Felder und bringt dem Eigentümer nichts ein. Wir haben schon oben erwähnt, wie schlecht die Bauern ihre Felder düngen. Wenn sie daher ihre Felder nicht ruhen lassen, so würde ihre Ertragsfähigkeit gänzlich schwinden. Und doch, welche große Verschwendung von wirtschaftlichen Produktionsmitteln: alljährlich bleibt ein Drittel des gesamten Ackerlandes unbestellt, was durchschnittlich 40 Mill. Dessjatinen brach liegenden Landes beträgt. Auch in Deutschland hat es eine Zeit gegeben, wo ein Drittel des Landes unbebaut in der Brache liegen blieb, gegenwärtig aber findet man davon kaum ein Zwanzigstel als Schwarzbrache. Vor 30 Jahren erntete man in Deutschland 70—80 Pud Roggen von der Dessjatine, jetzt aber hat sich der Ertrag verdoppelt. Woher kommt dieser riesige Ertrag des Bodens? Davon, daß man die Dreifelderwirtschaft durch eine ausgiebigere Betriebsweise ersetzte, daß man sich dort zum Fruchtwechsellsystem wandte und statt der extensiven Wirtschaft (d. h. der Dreifelderwirtschaft) die intensive Wirtschaft einführte, die überhaupt darin besteht, daß der kleinen Fläche mit Hilfe von viel Arbeit und viel Kapital möglichst große Erträge abgewonnen werden. Für uns ist somit der Weg vorgezeichnet, den wir zu gehen haben. Es ist ein Gebot der Notwendigkeit, unser bisheriges Wirtschaftssystem abzuschaffen, es ist notwendig, neue wirtschaftliche Pflanzen anzubauen, notwendig, zu neuem Fruchtwechsel überzugehen. Viele Bauern sehen dies auch ein, haben jedoch bisher nicht die Möglichkeit gehabt, in ihrer Wirtschaft Verbesserungen vorzunehmen. Den Übergang zur besseren Bewirtschaftung verhindert am meisten der Mangel an Land. Futtergrasanbau, wie auch eine fortgeschrittenere Wirtschaftsmethode ist nur bei einem gewissen Umfange des Landbesitzes möglich. Auf einer Dessjatine ist keine regelrechte Wirtschaft zu führen, man kann eine Dessjatine nicht in 4 oder 7 Felder einteilen und einen Teil davon mit Futtergräsern einsäen, wenn von dieser Dessjatine sich eine ganze Familie nähren soll. Diesem Übelstande kann nur (eine) Vergrößerung ihres Landbesitzes abhelfen.

Ein anderes Hemmnis zur Hebung der bäuerlichen Wirtschaft ist das Zerhiebeneinanderliegen der Grundstücke (Gemeingelage), das ein allgemein anerkanntes Übel unseres landwirtschaftlichen Lebens ist und uns allen nur viel zu gut bekannt ist, um noch einer näheren Erläuterung zu bedürfen. Doch sind Landmangel und Gemeingelage nicht Erscheinungen ausschließlich russischer Agrarverhältnisse. Diesen Erscheinungen begegnet man auch in Deutschland und Österreich, und doch ist es dort um die Landwirtschaft besser bestellt als bei uns. Es gibt also noch eine andere, tiefere Ursache unseres veralteten Wirtschaftsbetriebes, die uns verhindert, zu einer

besseren, einträglicheren Bodenkultur überzugehen. Diese Ursache ist die Unwissenheit des Volkes, wie wir sie in dieser Gestalt und diesem Umfange nur in Rußland wiederfinden. Es hieße eine eitle Hoffnung hegen, wollten wir in einem Lande, wie das unsere, wo die Hälfte der Bevölkerung des Lesens und Schreibens völlig unfundig, die andere aber das in der Schule gelernte bißchen Lesen und Schreiben aus Mangel an Büchern wieder vergessen muß, wollten wir von diesem Volke erwarten, daß es in kurzer Zeit eine bessere Bewirtschaftung auf seinem Landbesitze einführen könnte, nachdem es seit Urwärtszeiten an der Dreifelderwirtschaft gehangen hat, nur dieses Wirtschaftssystem kennt und von einem ergiebigeren fast keine Ahnung hat. Hierin ist die Hauptursache der Rückständigkeit der russischen Landwirtschaft zu suchen und hierauf, d. h. auf die Verbreitung der Volksaufklärung ist die Aufmerksamkeit und das Hauptstreben aller wahren Volksfreunde zu richten. Noch hat heute der gewöhnliche russische Bauer wenig von westeuropäischer Kultur angenommen, man sieht in einem russischen Dorfe noch wenig Anstöße zu einer besseren Zukunft; um so mehr gilt es, das Veräumte ohne Verzug nachzuholen. Gewisse Kenner des russischen Lebens haben sorgfältige Berechnungen angestellt, wonach für die russische Landwirtschaft ein Kapital von mindestens 50 Milliarden Rubel erforderlich wäre, wenn sie den Ertrag pro Dessjatine der deutschen abwerfen und daher mit der gleichen Intensität betrieben werden sollte. Dieses Kapital wird auch in hundert Jahren noch nicht zur Verfügung stehen. Nur allmählich im Laufe von Generationen kann sich die Bildung und Arbeitsfähigkeit des russischen Bauern heben. Desto dringender und unverzüglicher muß die Lösung dieser schwierigen Aufgabe gesucht werden. (Fortsetzung folgt.)



Korrespondenz.

Katharinenstadt, Gow. Samara, 23. Juni 1906
Am 21. Juni um 11 Uhr abends war wie gewöhnlich das Schiffkontor der Kaufmannsgesellschaft mit Passagieren angefüllt, welche in fröhlicher Unterhaltung ihre Aufmerksamkeit auf das stromaufwärts kommende hellbeleuchtete Schiff richteten. Jetzt war das Schiff nur noch eine ganz kleine Strecke von der Haltestelle entfernt, als auf einmal das herzergreifende Weinen und Jammern einer weiblichen Person auf dem Kontor lautbar wurde. Alles rannte durcheinander, um zu sehen, was da sei. Die Beklagende war ein elegantgekleidetes Judenfräulein, das händeringend auf das noch nicht anhaltende Schiff eilen wollte. Sie wurde zurückgehalten. Ein Judenknabe, der zu ihrer Seite stand, bot alles auf, um sie zu trösten; leider aber fing sie umso erbärmlicher an zu wehklagen.

Als Ursache dieser Szene stellte sich nun folgendes heraus: Der elfjährige Bruder dieses Judenfräuleins ging um 10 Uhr morgens baden. Diesmal sollte es ihm aber auf immer kühl bleiben: er geriet zu tief ins Wasser hinein, und da er nicht schwimmen konnte, ging er unter und kam nicht wieder zum Vorschein.

Nachdem man seinen Leichnam herausgefischt hatte, versuchte der Arzt durch verschiedene Körperbewegungen ihn zum Leben zu bringen, aber der Tod hatte gesiegt. Alle möglichen Kunstangriffe blieben erfolglos. Die unglückliche Schwester des ertrunkenen Knaben telegraphierte sofort an ihre Eltern, welche in Saratow verweilten und nun mit Schmerzen auf diesem Schiff erwartet wurden. Das Schiff machte

endlich am Kontor Halt. Auf dem Verdeck sammelte sich eine Menge Passagiere an, welche auf das schmerzzerfüllte Judenfräulein herabstiegen. Endlich kamen auch die unglücklichen Eltern in Vorklein. Mutter und Tochter fielen sich um den Hals und weinten, daß sich ein Stein hätte erbarnten mögen. Der Vater stand daneben und verhüllte sein kummervolles Antlitz.

Es war rührend mit anzusehen, wie das kranke Herz der armen Mutter blutete. Sie war untröstlich. Auf all die Umherstehenden machte diese rührende Szene einen tiefen Eindruck.

Viele Juden flüchten aus Saratow nach Katharinenstadt, um sich hier in Sicherheit zu setzen, denn, wie es heißt, erwartet man in Saratow wieder große Unruhen, unter welchen gewöhnlich das arme Judenvolk am meisten zu büßen hat. Auch die obenerwähnten Judeneltern kamen aus diesem Anlaß mit ihren Kindern nach Katharinenstadt. M. K...mann.

Katharinenstadt, den 1. Juli 1906. Daß eine vollkommene Mißernte im Nikolajewischen und Nowoujenschen Bezirke bevorsteht, ist, glaube ich, schon allbekannt; daher will ich davon nicht reden.

Infolge dieser Mißernte aber wählte unlängst die Niedermoujourer Gemeinde zwei Bevollmächtigte zum Ankauf von Roggen für die Gemeinde. Die Wahl fiel auf die Einwohner von Niedermoujour Muhl und Schmidt, welche auch 9750 Rub zu 71 Kop. ankauften. Die Zustellung der Frucht von Saratow nach Katharinenstadt übernahm der Kaufmann J. S. Strack zu 4 $\frac{1}{4}$ Kop. pro Rub. Die Frucht wurde in ein Schiff eingeladen, das, von dem Dampfer „Jug“ ins Schlepptau genommen, am 22. Juni nach Katharinenstadt transportiert wurde. Jedoch 4 Werst östlich von dem Bestimmungsort bekam das Schiff ein so starkes Beck, daß es sank und jetzt 8 Werst von Katharinenstadt mit dem Boden nach oben gekehrt im Wasser liegt. Das Getreide aber ist vollständig vom Wasser herausgehüpft. Die Havarie geschah in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni. Das Getreide war in der Gesellschaft „Rossija“ versichert.



Preßstimmen.

Die Gerichtsverhandlung in Kronstadt in Sachen des Admirals Koshestwenski und seines Stabes veranlaßt die „Strana“ zu folgender treffender Äußerung:

„Das Gericht hat sich die ganze Zeit hindurch mit der Erforschung kleinlicher Tatsachen beschäftigt, welche die letzten Tage des Kampfes von Tuzima betreffen, und hat sorgfältig alles Bedeutende umgangen, was die eigentlichen Fragen über die inneren Gründe der unerhörten Niederlage aufzudecken konnte. Deshalb ist die öffentliche Bedeutung dieses Prozesses nicht so groß wie man hätte erwarten sollen, aber vieles in ihm ist doch sehr lehrreich und verdient hervorgehoben zu werden. Besondere Aufmerksamkeit erheischt die Beschaffenheit des Marineoffizierkorps, die in der Sache des „Wjedowy“ so klar hervorgetreten ist. Admiral Koshestwenski charakterisiert seine Offiziere auf das Beste, und wir haben keinen Grund, ihm nicht zu glauben. Es war natürlich, daß für die schwierige Expedition in den Stab des Flottenführers, auf dessen Erfolg die Regierung ihre letzten Hoffnungen setzte, die tüchtigsten Leute ernannt wurden. Aber was sehen wir in der Haltung dieser hervorragendsten Vertreter unserer Flotte? Böllige Verräterei, die eifrigste an Panik grenzende Sorge, sich zu retten, das häßliche Bestreben,

vor Gericht die Schuld einander in die Schuhe zu schieben, die blinde Unterwerfung unter einen tagesklar dem Geesetz widersprechenden Befehl, den sie selbst dem im Zustande halber Bewußtlosigkeit befindlichen Admiral entriessen hatten! Nachdem auch die helle Beleuchtung in Sachen Nebogatow's erfolgt sein wird, welche vielleicht interessanter und allseitiger sein wird, wird unsere Regierung sich nachdrücklich mit der Neugestaltung des Personalbestandes der Flotte beschäftigen müssen, und die Volksvertreter werden in dieser Richtung die unentschiedenen Minister mit aller Kraft vorwärts zu drängen haben. Die Einfügung des Marineministeriums wie des Kriegsministeriums in das Kabinett erscheint als unumgängliche Bedingung dazu. Sonst bleibt alles beim alten, und die Wiedergeburt der russischen Flotte wird ein unerreichbarer Traum sein, welche Mittel dazu auch immer angewiesen werden.“



Aus Welt und Kirche.

Die Vorlage der Minister des Innern und der Finanzen hinsichtlich der Unterstützung der von der Mißernte betroffenen Bevölkerung ist, wie schon an anderer Stelle erwähnt, der Reichsduma am 18. Juni zugegangen und betrifft die Anweisung von 50 Mill. Rbl. für Unterstützungs-zwecke. Von der Mißernte des Wintergetreides sind 127 Kreise in 27 Gouvernements und Gebieten betroffen; das Sommergetreide ist in 117 Kreisen (in 24 Gouvernements) mißraten. In den meisten Kreisen fällt der Mißwachs des Wintergetreides mit dem des Sommergetreides zusammen; in 88 Kreisen ist die Mißernte eine Wiedergeburt der vorjährigen und das Verpflegungskapital dajelbst ist erschöpft. In dieser Lage befinden sich die Gouvernements Saratow, Simbirsk, Samara, Bensa, Kasan, Tambow, Tula, Woroneß, Kostroma, Drel und Nischni-Nowgorod, wo zur Bestellung der Winterfelder 7,088,000 Rub und für die Sommerjaaten 18,830,000 Rub, für die Verpflegung der Bevölkerung 56,5 Mill. Rub Getreide erforderlich sind. In den übrigen weniger erschöpften Gebieten sind insgesamt 27 Mill. Rub erforderlich. Der dadurch bedingte Aufwand an Geldmitteln ist — nach dem Satz von 80 Kop. pro Rub Roggen und 75 Kop. pro Rub Hafer — insgesamt 86,2 Mill. Rbl. Da außerdem Anweisungen für öffentliche Arbeiten und für die Verpflegung des Viehs notwendig sind, schätzt das Ministerium des Innern die Ausgaben für die Notstandsgebiete auf insgesamt 100 Mill. Rbl., die zur Hälfte auf das Budget dieses und das des nächsten Jahres zu verteilen sind. Die Vorlage erklärt, daß die Minister es nicht für möglich halten, daß die ganze Hilfstätigkeit den örtlichen Behörden der Selbstverwaltung überwiesen werde; neue Organisationen zu schaffen, sei nicht möglich, weil die Hilfe sofort beginnen muß. Das Ministerium des Inneren will nach Möglichkeit die Landschaften zu dieser Arbeit heranziehen.

Das Kriegsministerium hat endgültig beschlossen, die materielle Lage der Offiziere und Soldaten, die während des verflorenen Feldzuges aus der Reserve zum aktiven Dienst einberufen worden waren, genau zu erforschen sowie auch ihre Zahl festzustellen. Diese Ermittlungen werden sich auch auf die Familien der erwähnten Militärpersonen erstrecken. Gegenwärtig hat das Ministerium des Innern mittelst Rundschreibens an alle Gouverneure und Stadthauptleute verfügt, sofort mit der Registrierung und Erforschung der materiellen und Familienverhältnisse aller im

aktiven Dienste verwendeten Reservisten zu beginnen, ebenso der Familien der Gefallenen, um ihnen eine staatliche Unterstützung zu gewähren. Nach dem Projekt zur Einführung des allgemeinen Schulunterrichts, welches vom Ministerium der Volksaufklärung ausgearbeitet worden ist, sollen 103,386,380 Rubel zum Bau von Volksschulen und zum Unterhalt des Lehrpersonals bestimmt werden. Diese Summe soll nach dem Projekt im Verlaufe von zehn Jahren, und zwar vom Jahre 1907 bis zum Jahre 1917, zur Herausgabe gelangen, wobei im Jahre 1907 die Summe von 10,336,638 Rbl. zu dem beregten Zwecke Verwendung finden soll. Die Höhe der Regierungsunterstützung für den Unterhalt der Schulen wird alljährlich festgesetzt werden.

Ein allgemeiner Streik hat den ganzen Kreis Brest-Litowsk ergriffen. So wird vom 18. Juni gemeldet. Die Feldarbeiter aller Wirtschaften, sowohl der großen als auch der kleinen, haben ihre Arbeit niedergelegt. Der Streik wird einmütig durchgeführt. Den Gutsbesitzern werden Forderungen über Lohnhöhung gestellt. Einige Tage hindurch zogen Haufen von Arbeitern von Wirtschaft zu Wirtschaft und veranlaßten die Einstellung der Arbeiten. Es hat sich ein Streikomitee gebildet, welches sich zum Ziel stellt, Fühlung mit den Dörfern zu gewinnen. Es ist Militär in den Kreis entsandt worden.

Unordnungen in Kamyschen. Am 22. und 23. Juni fanden in Kamyschen große Unruhen statt. Die Arbeitslosen beschlossen, eine Versammlung zu veranstalten, um sich über ihre Lage zu beraten. Doch wurden sie an ihrem Vorhaben durch die Polizei und Kosaken verhindert, welche letztere die Menge mit Knütteln bearbeiteten und auf sie schoffen; zum Glück gab es keine Verwundete. Ebenso schrecklich haßten die Kosaken auf den Straßen der Stadt. Friedliche Vorübergehende wurden von der rohen Kosakenhande verfolgt und durch Peitschenhiebe verjagt. Die ganze Unordnung und Prügelei wird dem neuernannten örtlichen Kreisrath Pomomarew zur Schuld gelegt. Die Stadt protestierte gegen eine solche Gewalttat durch einen allgemeinen Streik, der am 23. stattfand. Auf einer vielzähligen Versammlung, welcher das zurzeit in Kamyschin weilende Mitglied der Reichsduma Kaljanow bewohnte, wurde eine Kommission zur Untersuchung dieses Ereignisses gewählt. Auf Grund der von der Kommission gesammelten Daten hat sich Kaljanow telegraphisch an den Gouverneur von Saratow und den Procureur des Gerichtshofes gewandt mit der Bitte, Pomomarew sofort zu entlassen und ihn dem Gericht zu übergeben.

Über das Vorgefallene wurde auch zugleich ein ausführlicher Bericht an die Reichsduma abgesandt.

Bauernunruhen. Aus St. Petersburg wird vom 22. Juni gemeldet. Der Gouverneur von Samara hat dem Minister des Inneren telegraphisch gemeldet, daß die Bauern des Dorfes Matwejewka auf den Nikolajewsker Landrichter und den Priestar Pastuchowski, die abgereist waren, um eine Hausfuchung vorzunehmen und einen Agitator zu verhaften, einen bewaffneten Überfall ausführten. Die Kalesche mit den Amtspersonen schlug um, als sie auf eine errichtete Barrikade stieß. Der Pristaw Pastuchowski wurde von einem Haufen Bauern erschlagen, der Landrichter leicht am Fuße verwundet. Ein Kosakenjessaul und ein Kosak wurden leicht mit Schrot verwundet. Am Morgen wurde auf die wieder angreifenden Bauern eine Salve abgegeben, durch die zwei Bauern getötet wurden. Außer einem Agitator sind auf Verfügung der Gerichtsbehörden noch 24 Teilnehmer an dem Überfall, deren

Nähe gelang es, die Toten und Verwundeten aus dem Trümmerhaufen hervorzuholen.

Nordamerika. Die beiden Häuser des Kongresses haben eine gemeinsame Resolution gefaßt, in der dem Abficht des Volkes der Vereinigten Staaten über Judenmegeleien in Rußland ein Ausdruck gegeben ist. Präsident Roosevelt hat sich damit einverstanden erklärt, daß diese Resolution dem Staatsdepartement übermittelt und amtlich bekannt gegeben werde.

Südafrika. Über die Lage in Natal wird gemeldet, daß die ganze an das Zululand anstoßende Grenze von Natal sich in vollen Aufrehr befinde. Die Lage wird durch die Unzufriedenheit der bisher ruhigen Stämme verwickelt, die sich durch die Beschlagnahme ihres Viehstandes ungerecht behandelt und geschädigt fühlen. Das ganze Gebiet von Viktoria, das entlang der Küste östlich von Durban gelegen ist, befindet sich in offenem Aufruhr und ebenso auch der Umsingabezirk. Von welchem Geiste die Eingeborenen erfüllt sind, zeigt sich darin, daß sie überall die Stores (Warenhäuser auf dem flachen Lande) und die Polizeistationen überfallen und angreifen.

Deutschland. Auf seiner Nordlandreise hat Kaiser Wilhelm Norwegen einen Besuch abgestattet. Die Begegnung des Kaisers mit dem König von Norwegen fand am 25. Juni (8. Juli) zu Dronheim statt. Bei dem zu Ehren des Kaisers gegebenen Brunnmahl begrüßte der König seinen Gast mit folgender deutscher Ansprache: „Es ist uns beiden als König und Königin von Norwegen eine große Freude, Eure Majestät hier willkommen zu heißen in dem Lande, dem Eure Majestät, wie uns allen bekannt, ein so großes Interesse entgegenbringen, und dem Eure Majestät so viele Beweise von freundschaftlicher Gefinnung und Sympathie gegeben haben. Es war uns allen deshalb sehr lieb, daß Eure Majestät gerade hier im Lande die frohe Nachricht von der Geburt eines Sohnes des Kronprinzen empfangen, eines für Deutschland so segensreichen Ereignisses. Indem ich die Hoffnung ausspreche, daß das Verhältnis zwischen Deutschland und Norwegen immer ein gutes bleiben möge, daß sich Eure Majestät immer auf Ihren Reisen hier im Lande wohl befinden mögen, wo das Volk eine so große Sympathie für Euer Majestät Ergehen zeigt, leere ich mein Glas auf das Wohl Seiner Majestät des Kaisers, Ihrer Majestät der Kaiserin und der kaiserlichen Familie.“

Kaiser Wilhelm antwortete darauf mit folgenden Worten: „Gestatten Mir, Eure Majestät, Meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen für die gnädigen Worte, die Eure Majestät soeben an Mich gerichtet haben, den zu Herzen gehenden Empfang der Bevölkerung Dronheims und den heutigen schönen Tag. Wie Eure Majestät richtig erwähnten, ist es mir stets eine große Freude, wenn ich einige Wochen an den Küsten Norwegens verleben kann als Erholung von schwerer Arbeit und um neue Kräfte zu sammeln. Es ist mir eine besondere Genugthuung, Eure Majestät hier als König besuchen zu dürfen in der schönen und ehrwürdigen Stadt Dronheim mit ihrer großen Vergangenheit. Eure Majestät traten in eine Reihe von Monarchen ein, die bis hoch hinauf reichen in der Geschichte und deren Taten in der Literatur fortleben. Als ich heute mit Ew. Majestät in dem erhabenen Bauwerk des Domes stand, habe ich heiße Gebete zum Himmel emporgesandt, daß er Euer Majestät schütze und es Ew. Majestät gelingen möge, das norwegische Volk zu herrlicher und schöner Zukunft zu führen. Alle meine Wünsche für das Wohlergehen Ew. Majestät und des mir so aufrichtig sympathischen norwegischen Volkes fasse ich zusammen in den Ruf: Ihre

Majestäten der König und die Königin und das norwegische Volk Hurra! Hurra! Hurra!“

Frankreich. Am vorigen Sonnabend hielt Kriegsminister Etienne in Bordeaux eine Rede, in welcher er unter anderem ausführte: Außen an die innere Politik müsse Frankreich auch an seine Lage nach außen hin denken und an die Mittel, sie loyal und geachtet zu erhalten. „Wir müssen das, was wir errungen haben, bewahren und Frankreich mittels seiner treuen Armee mächtig machen. Wenn die Krisis einen Augenblick intensiv und die Laee drohend gewesen ist, so rechne ich es mir zur Ehre, Maßnahmen zur Verteidigung des Landes ergriffen zu haben. Die Armee ist unseres Blutes; wenn wir ihr Liebe und Vertrauen widmen, gibt sie uns Liebe, Treue und Hingebung vielfältig zurück; ich werde sie bis zum letzten Atemzuge verteidigen. (Beifall).“

England. Zu dem bevorstehenden Besuch der englischen Flotte in Rußland wird von der englischen Admiralität bekannt gegeben, daß das Geschwader, das unter dem Befehl des Vizeadmirals Arthur Curzon-Flowe auslaufen wird, aus 7 Panzerj Schiffen und 6 Kreuzern bestehen wird. Das Geschwader wird in Libau am 20. (7.) Juli eintreffen und am 25. (12.) Juli wieder in See gehen. Am 26. (13.) Juli wird es in Hangö eintreffen und am 28. (15.) Juli wieder auslaufen. In Kronstadt trifft es am 29. (16.) Juli ein und scheidet am 4. August (22. Juli) in See. In Reval wird es am 5. August (23. Juli) eintreffen und am 11. August wieder in See gehen.

Eine Statistik der indischen Hungersnöte. Die entsetzlichen Verheerungen, die die in Indien immer wiederkehrenden Hungersnöte unter der Bevölkerung anrichten, werden durch eine Statistik in ihrer furchtbaren Bedeutung dargelegt. Bei der Hungersnot in Madras vom Jahre 1833 lagen ganze Haufen Toter in den Straßen, und die Wege der Umgegend waren ein einziges großes Leichenfeld. Von 500,000 Einwohnern von Santur hungerten 200,000 zu Tode. Bei der Hungersnot in nördlichen Indien von 1837 gingen eine Million Menschen zugrunde; die Hungersnot von 1860 in derselben Gegend forderte 200,000 Opfer. Im Jahre 1866 wurde ein Drittel der ganzen Bevölkerung von Orissa, ungefähr eine Million Menschen, hungerlaff. Bei der Hungersnot von 1869 in nördlichen Indien betrug die Sterblichkeit 1,200,000. Bei der Hungersnot in Madras 1877 waren mehr als fünf Millionen Tote, 1878—1,250,000. Bei der großen Hungersnot von 1897, die eine der furchtbarsten war, die je in Indien heimgesucht, empfingen drei Millionen Menschen zu gleicher Zeit die Unterstützung der Regierung, die sie allein noch am Leben erhielt. Alle diese Schrecken aber werden noch übertroffen von den furchtbaren Verwüstungen, die die Pest im Jahre 1900 und den folgenden Jahren anrichtete.



Lucius Flavius.

Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems.
Von Joseph Spillmann S. J.

(Fortsetzung.)

Sechshunddreißigstes Kapitel.

Eutert.

In demselben Saale, in welchem der Legat Gallus einst die Gesandtschaft der Juden empfing, hatte Vespasian seine Unterfeldherren um sich verammelt. Er war noch immer ein rüstiger Mann, obschon er der Grenze des Greisenalters

nicht mehr ferne stand. Der gewaltige Kopf, der auf breiten Schultern saß, zeigte die Tatkraft und Entschlossenheit, die auch bei seinem Sohne Titus auf den ersten Blick auffiel, in nur noch viel schärfer ausgeprägten Linien. Die Augen blickten kalt und berechnend; das kühne Feuer, das im Blicke seines Sohnes loderte, ließ er nur selten aufleuchten. Der Schädel war kahl bis auf wenige graue Locken an den Schläfen, das schon von tiefen Furchen durchzogene Gesicht wie das aller vornehmen Römer jener Zeit bartlos.

Mit einer reichen Rüstung angetan, über welche der Purpurmantel des Feldherrn niederfloß, stand er an einem Tische, auf den er seinen vergoldeten Helm und einige Schriftrollen gelegt hatte, und empfing mit einem steifen Nicken die Unterfeldherren. Nur den König Agrippa, der ihm über 30000 Mann Hilstruppen zugeführt hatte, zeichnete er durch eine etwas tiefere Verbeugung aus und ließ ihn an seiner Rechten Platz nehmen. Titus winkte er an seine Linke, die beiden andern Legaten, Placidus und Cerealis, nahmen ihm gegenüber Platz.

Vespasian las erst ein Schreiben des Senats vor, das mit dem Schiffe aus Italien gekommen war, und teilte dann noch einige Privatbriefe aus Rom über die dortige Lage mit.

„Galba ist also vom Senat als Cäsar anerkannt,“ schloß er. „Die Legionen in Belgien und am Rhein scheinen mit denen Spaniens, Galliens und Italiens einig zu sein. Es ist deshalb hohe Zeit, daß auch unsere Legionen dem neuen Cäsar huldbigen. Ich schlage daher ein allgemeines Opfer für das Heer und Festspiele vor. Außerdem wird eine Gesandtschaft nach Rom gehen, um Galba bei seinem Einzuge im Namen des Orients zu begrüßen. Titus, du hast dich reifertig zu machen. Was ist deine Meinung, bester König Agrippa?“

„Sie wird nie von der deinigen verschieden sein,“ antwortete verbindlich der geschmeidige Herodianer. „Darf ich dich bitten, die Kosten der Festspiele übernehmen zu dürfen? Danke. Und wenn es dir und dem siegreichen Titus recht ist, so möchte ich die Huldbigungsfahrt nach Rom mitmachen, vorausgesetzt, daß ich hier so lange entbehrlich bin.“

„Wir wollen sehen, wie wir ohne dich fertig werden, tapferer König,“ entgegnete Vespasian mit einem fast spöttischen Lächeln. „Zum Sturme auf Jerusalem wirst du übrigens früh genug kommen. Solange die Feinde sich selbst zerstetschen und ihre Vorräte aufzehren, wäre es eine Tollheit, durch einen Angriff Frieden unter ihnen zu stiften. Das wirst du auch Galba erklären,“ fügte Vespasian zu Titus gemendet bei, „wenn er sich über unser langsames Vorgehen verwundert. Wir ziehen unsern Kreis um die Hauptstadt immer enger, drängen das fliehende Volk hinein, lassen sie sich drinnen zerfleischen und Hungers sterben und werden so schließlich, ohne manchen Römer unnütz zu opfern, der Tragödie mit Feuer und Schwert ein Ende machen. Denn vom Erdboden muß dieses Volk der Juden samt seiner Hauptstadt verschwinden; es wird sich niemals unter Rom fügen. Sein Gott ist der Feind unserer Götter, und unsere Götter hassen ihn.“

Gerne hätte Agrippa einen Unterschied zwischen den fanatischen Juden und den römerfreundlichen Juden gemacht; aber er wagte es nur halb und halb, und Vespasian entgegnete ihm, wenn die „römerfreundlichen“ den Göttern der Römer opferten wie Agrippa, so sollten sie ihm natürlich als Römer gelten und nicht nur geschont, sondern geehrt werden. „Aber wir können im römischen Reiche keinen Staat im Staat mit eigenen Göttern und eigenen Gesetzen dulden.—

Und das bringt mich auf einen Fall, den ich euch vorlegen wollte."

Und Vespasian erzählte, daß der Tribun Lucius Flavius als Christ aus Rom zurückgekehrt sei und sich öffentlich als solcher bekenne. Er fügte bei, der Tribun habe sich bei der Verteidigung der Burg in Jerusalem durch Tapferkeit ausgezeichnet, stamme aus edler römischer Familie, die Fürstin Drusilla habe schriftlich Fürbitte für denselben eingelegt, und endlich sei nicht zu übersehen, daß der Tribun durch seine Kenntnis des Platzes bei der Belagerung Jerusalems von Nutzen sein würde.

Nach diesen Worten ließ Vespasian den Lucius Flavius vorführen. Mit edlem Anstande trat der Tribun vor seine Richter, bekannte ruhig seinen Glauben und sagte, er sei bereit, für denselben zu sterben.

Vespasian schaute den Tribun, das wahre Bild eines römischen Kriegers, mit Befriedigung an und billigte in seinem Innern den Mut, mit dem derselbe für seine Überzeugung eintrat. Aber er tadelte ihn mit herben Worten, wie er, ein Römer, von den erhabenen Göttern abfallen könne, die sein Volk über alle Völker der Erde erhöht? Wie er, ein Tribun, den Soldaten, die unter den Aeltern Jupiters kämpften, solches Beispiel der Aufsehnung gegen die höchste Autorität geben könne? Er befahle ihm im Namen des Cäsars, augenblicklich dem höchsten und besten Jupiter zu opfern.

Dieser mit dem ganzen Ansehen eines Feldherrn gegebenen Mahnung hielt der Tribun das Wort des Herrn gegenüber: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. „Die Christen werden die besten Soldaten und die treuesten Bürger des Kaisers sein; nur muß er nicht befehlen, was Gott verboten hat.“ Dabei blieb der Tribun trotz aller Drohungen Vespasians, der ihn endlich abführen ließ.

Dann fragte der Feldherr zuerst Agrippa nach seiner Meinung. „Sie wird sich um keines Hoareres Breite von der denigen entfernen,“ antwortete der König. „Aber wenn du wirklich mein unmaßgebliches Urteil hören willst, so würde ich für den Tod stimmen. Es fallen immer mehr zu der abhässlichen Sekte des Nazareners ab, die ich von Herzen hasse als Römer wie als Jude. Man sollte an diesem Tribun ein Exempel statuieren. Er könnte ja beim Feste zu Ehren Galbas im Amphitheater mit einem Löwen kämpfen. Jedenfalls ersuche ich dich, auf die Fürbitte meiner Schwester Drusilla nicht das mindeste zu geben. Sie ist ein gutes Ding, hat aber einen schwachen Kopf.“

„Und du, Titus?“ fragte Vespasian, ohne eine Miene zu verziehen.

Titus sagte, Nero sei der erste unter den römischen Kaisern gewesen, der diese Christen um ihres Glaubens willen habe morden lassen, und er mißgönne demselben diesen Ruhm nicht. Warum man sich denn um philosophische oder religiöse Ansichten kümmern, solange ihre Anhänger die Steuern bezahlten und ihre sonstigen Bürgerpflichten erfüllten? Man solle den Tribun aus dem Heere austreiben und dann frei seiner Wege gehen lassen.

Cerealis stimmte dem nicht bei. Es seien sicher noch andere Christen im Heere, sagte er. Man solle bei dem bevorstehenden Opfer alle, die sich weigerten, dem Jupiter Weibrauch zu streuen, entwaffnen, in Reih und Glied vor die Legionen stellen und bis auf den letzten Mann dezimieren, wenn sie sich nicht zum Opfer bequemen. Er fürchte nämlich den gerechten Zorn der Götter wider das Heer, solange es durch diese Christen unreinigt sei.

Blacius endlich, der zuletzt seine Meinung darlegte, hielt den Gedanken, gelegentlich des Opfers eine Ausscheidung der Christen vorzu-

nehmen, für vortrefflich, den Vorschlag des Dezimierens aber für zu grausam. Warum man das Heer um so viele tapfere Soldaten schwächen solle? fragte er. Denn er kenne mehrere Christen, die an Treue und Tapferkeit keinem nachstünden. Er schlage also vor, aus den Christen eine Strafbatterie zu bilden, die auf dem Marsche, im Lager, beim Wachtdienst immer die größte Last zu tragen und beim Angriff den gefährlichsten Platz einzunehmen habe.

„Und du glaubst nicht, daß eine solche Centurie zum Feinde übergehen würde?“ fragte Vespasian.

„Männer, die lieber sterben, als ihre Überzeugung verleugnen, sind keine Verräter,“ entgegnete Blacius.

„Dein Rat gefällt mir. Ich will ihn mir überlegen. Man könnte sie immer noch niederstoßen, wie Cerealis vorschlägt. Gut. Sie sollen schanzen, wachen, stürmen und von den Nachrückenden beim ersten Zeichen der Untreue niedergestoßen werden. Man gebe ihnen die strengsten Hauptleute und Decurionen. Und dieser Tribun Lucius Flavius soll seiner militärischen Ehre entkleidet und als gemeiner Soldat unter ihnen dienen. Das ist mein Urteil!“

Mit einem kurzen Kopfschütteln eintief Vespasian die Feldherren, Titus aber behielt er zurück.

„Ich wundere mich über die außerordentliche Milde deines Vorschlags,“ sagte er mit strengem Tone. „Hast du dich dabei daran erinnert, daß der Tribun einst dein Mitschüler war? Das wäre eines Römers unwürdig. Erinner dich an Lucius Junius Brutus! Zur Strafe sollst du selbst dem Tribun sein Urteil überbringen und dasselbe vollstrecken.“

Titus ging also und verkündete dem Jugendfreunde den Spruch. Er sah, wie derselbe erbleichte. Die Schmach, Rang und Ehre zu verlieren, traf ihn zehnmal härter als ein Todesurteil.

Titus sah es und sagte: „Unterwirf dich dem Gebote des Feldherrn und opfere den Göttern, so will ich dich als Tribun bestätigen.“

„Du selbst könntest mich nicht mehr achten, wenn ich also gegen meine Überzeugung handelte,“ entgegnete Lucius.

„So zieh den Tod der Schmach vor und stirb wie ein Römer! Da hast du mein Schwert.“

Mit fester Hand griff Lucius nach dem Schwerte und wollte es schon auf seine Brust zielen. Da stützte er und reichte es schmerzlich lächelnd Titus zurück: „Du wirst auf dem Schlachtfelde sehen, daß ich den Tod nicht fürchte. Aber ihn selbst mir geben darf ich nicht; das verbietet Gott, dem allein das Recht über das Leben zusteht.“

„So bist du doch nur ein Feigling, und dein Gott erhebt die Feigheit zum Gesetz,“ entgegnete Titus und verließ mit allen Zeichen der Verachtung den Jugendfreund.

Und so fing nun für Lucius Flavius ein bitteres Leben der Mühe und Schmach an. Beim Opferfeste würgerten sich etwa hundert Soldaten, Weibrauch zu streuen; gerade die besten und zuverlässigsten, wie sich die Centurionen nachher mißmütig gestanden. Einige wagten auch nicht, die Schmach Christi auf sich zu nehmen, und bequemen sich zu dem Opfer. Vespasian sah sich die Gereuen an und überschüttete sie mit Borwürfen; dann übergab er sie dem Bilosus Vaser, dem gefürchtetsten Centurio des Heeres, mit der Weisung, diese Christen weder bei Tag noch bei Nacht, weder im Lager noch in der Schlacht zu schonen. Und unter beißenden Spottreden des ganzen Heeres führte Bilosus Vaser, grüngelb vor Ärger, daß er zum Führer dieser Sträflinge ausersehen sei, die Christen aus der Stadt in das nahe Lager. „Ihr Hunde,“ zischte er, „Ihr sollt es mir büßen! Nicht wie römische Soldaten,

wie gemeine Sklaven sollt ihr gehalten werden. Sogleich an die Arbeit, während eure Kameraden sich des Festes freuen! Die Pferde ställe gereinigt, den Mist fort! Und heute nacht besetzt ihr die Wache. Und beim Sturz! wenn ich einen von euch auf einer Nachlässigkeit ertappe oder auch nur brummen höre, so sollen die Kutten des Viktors auf seinem Rücken tanzen. Ich will euch lehren, den großen Jupiter verlassen und die gekreuzigten Galiläer nachzulaufen!“

Als Lucius am späten Abend zum erstenmal in seinem Leben in den Ställen die gemeinliche Arbeit eines Troßbuben verrichtete, hörte er sich beim Namen nennen und wandte sich um. „Ah, Martius!“ sagte er zu dem Decurio. „Gib dir nur keine Mühe, mich über meine Pflicht zu belehren. Ich lese es in deinen Augen, was du sagen möchtest. Treuer, alter G'sell! du verstehst mich nicht und kannst mich nicht verstehn.“

„Nein, beim Bacchus! wer könnte es verstehen, wie der Sohn eines römischen Senators und ein Tribun unserer glorreichen zwölften Legion sich so wie ein Hund behandeln lassen kann!“ sagte der graue Krieger und wickelte sich mit einem derben Fluche das Wasser aus den Augen. „Ich will dir sagen, Lucius, was es ist. Du bist beherzt, so wahr ich ein ehrlieber Soldat bin. Daher ging ich zum Haruspex Quartus Querculus, auf den selbst unser göttlicher Vespasian große Stücke hält, und ließ mir von ihm für schweres Geld einen Gegenzauber brauen.“ Damit zog Martius ein kleines Fläschchen hervor und überreichte es seinem lieben Tribun. „Es wirkt ganz sicher gegen jeden Zauber, hat der Haruspex gesagt, wenn du jeden Tag drei Tropfen nimmst und dich dabei auf den Zehen dreimal umdrehst, rechts um beim wachsenden und links um beim abnehmenden Mond, und den rechten Glauben daran hast.“

„Den habe ich aber nicht, bester Martius,“ entgegnete Lucius. „Doch danke ich dir von ganzem Herzen, als ob dein Mittel mich bei Vespasian wieder in Gunst und Gnade gebracht hätte. Deine Liebe hat mich tief ergriffen, alter, treuer Freund!“

„Nun, wenn nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen,“ sagte achselzuckend der Decurio. „Ich will den Quartus Querculus fragen, ob er nicht einen Zauber kenne, der ohne deinen Glauben wirke. Es wäre ja doch, bei allen Göttern! zu himmelschreiend, wenn ein so stattlicher und tapferer Tribun als Stallknecht und Troßbube enden sollte.“

Und das war in der Tat Woche für Woche das Los des Lucius und seiner christlichen Kameraden. Sie machten den Zug des Cerealis nach Idumäa und Hebron mit, wurden auf dem Marsche stets mit der doppelten Last Schanzpfeile beladen, mußten Wasser und Brennholz herbeischaffen, nachdem sie am Lagerwalle sich müde gegaben, und wurden bei jeder Gelegenheit geschunden und geplagt, wie nur Soldaten von grausamen Vorgesetzten geplagt und geschunden werden können. Mehr als einmal war Lucius Flavius das Herz zum Überlaufen voll von Bitterkeit; dann gedachte er in stiller Nacht des Bildes mit dem dornengekrönten Heiland, und Leid und Schmach wurde ihm wieder erträglich, so daß er manchem wankenden Kameraden eine Stütze war.

Und inzwischen vollzogen sich, noch ehe der Entscheidungskampf von Jerusalem kam, große politische Ereignisse. Die Spasmanest des neuen Kaisers war nicht nach dem Weismache der Prätorianer; schon nach wenigen Monaten stießen sie am 15. Januar 69 Galba samt seinem Adoptivsohne nieder und erhoben den Salvus Otho für eine Million Sesterzen zum Cäsar. Die Nachricht traf Titus und Agrippa unterwegs in Griechenland, und sie eilten, bevor sie Otho hul-

bigten, zu Vespasian nach Cäsarea zurück. Und bald kam nun auch Kunde, die Legionen am Rhein hätten zu Köln den Aulus Vitellius als Gegenkaiser ausgerufen und zögen mit ihm Italien zu, wo es zwischen den beiden Kaisern zum Bürgerkriege kommen werde.

Nun war die günstige Stunde für Berenice gekommen. „Jetzt oder nie,“ bestürmte sie Titus, „erringt du für den Vater, für dich, für uns die Kaiserkrone! Verstehe denn nur italische, germanische und spanische Legionen Kaiser auszurufen? Die ägyptischen und syrischen können es auch; ich werde sie dazu bringen! Es stehen neun Legionen im Osten. Somäus, der Fürst des Libanon, und Antiochus, der König von Romagene, werden jeber 10 000 Reiter Hilfstuppen, die Könige von Pontus und Armenien Geld und Lieferungen, der Partherkönig Volageses 40 000 Reiter senden. Mit ihnen allen bin ich verbunden. Und du solltest mit solchen Kräften den elenden Vitellius, den gemeinsten Prasser und Schlemmer auf der weiten Erde, nicht tausendmal besiegen? Dann wärest du nicht der Mann, für den ich dich halte!“

Titus bedurfte nicht des Sporns. Aber der überlegende Vater zauderte und lehnte ab. Er strebte nicht nach der Kaiserwürde, die vor seinen Augen jetzt wiederholt zu jähem Sturze geführt. Der Ruhm eines tüchtigen, siegreichen Feldherrn, den er sich in Britannien erworben, und der Besitz eines großen Vermögens, das er durch die Einnahme Jerusalems noch zu verdoppeln hoffte, genügten ihm. Selbst als die Nachricht von der Niederlage und dem Selbstmorde Othos bei Bedriacum nach Cäsarea kam, war Vespasian nicht zu einem entscheidenden Schritte zu bewegen. Im Gegenteil, er ließ seine Legionen, wie vorher dem Galba und Otho, so jetzt dem schändlichen Vitellius huldigen. Nur widerstrebend taten es die Soldaten.

Da gelang es Berenice, den Statthalter von Syrien, Mucianus, durch Titus zu gewinnen, und dieser durch Alter, Reichtum und Einfluß gleich ausgezeichnete Mann bereedete endlich Vespasian für das Wagnis, seine vier Legionen zur Verfügung stellend. Das gab den Ausschlag. Mit Jubel gingen Vespasians Soldaten auf die Anrührung ein, die längst schon ihren Wünschen entsprach. Am 1. Juli 69 riefen die Legionen in Ägypten, am 3. Juli die in Cäsarea versammelten und am 15. Juli die Truppen Mucians in Antiochien Vespasian zum Kaiser aus.

Da ließ der neue Cäsar den Flavius Josephus vor sich kommen, der ihm diese Erhebung durch seine frivole Auslegung der Messias Weissagung verübelt hatte, nahm ihm die Fesseln ab und versicherte ihn seiner bleibenden Günstigkeit.

Berenice aber erinnerte Titus an das Gesicht, das ihnen vereint die Krone verheißen habe. „Wir wollen dem Schicksale nicht vorgreifen,“ antwortete dieser; „wie ihn die Parzen gelponnen haben, so muß unser Lebensfaden sich abwickeln. Was helfen die Treuschwirr? Wenn es auf mich ankommt, so soll die Krone uns gemeinsam sein.“ Raum halb befriedigt war Berenice durch diese Worte, die ihrem glühenden Ehrgeiz gar zu kühl vorkamen.

Im Lager jedoch herrschte bacchantische Freude. „Heil Vespasian! Heil unserem Kaiser! Heil seinem Sohne, dem tapfern und herrlichen Titus, der Freude und Lust des Erdkreises!“ brüllten die trunkenen Soldaten. „Jetzt nach Jerusalem und dann mit Ruhm und Beute beladen zurück nach Rom! Nieder mit dem Kalbe Vitellius! Nieder mit den Prätorianern! Wir selber wollen den Prätorianer sein und die fetten Bissen mit dem leichtem Dienste der Palastwache haben! Nem! Ritter, Senatoren wollen wir werden; Vespasian

soll uns dazu machen. Hoch unser Feldherr und sein göttlicher Sohn Titus!“

So schrien die Legionäre und rosten, mit Weinlaub bekranzt, den Thyrsusstab schwingend und des süßen Weines voll, durch Cäsarea und die Lagergassen. Selbst die Christen hatten heute auf Wahrung des Titus teil an der Freude und genossen dieselbe unter sich in herzlicher Weise. Denn sie freuten sich wirklich, daß Rom nach Ungeheuern wie Caligula, Nero und Vitellius einen Ehrenmann, wie Vespasian und dessen Sohn Titus, zum Herrscher haben sollte, und erwarteten unter diesen Kaisern auch für die christliche Religion mehr Duldung und Freiheit. Auch sie schnten sich nach dem Ende des Krieges; hofften sie doch dann vom Heere entlassen zu werden, in welchem der Dienst für sie mit jedem Tage unenträglich wurde.

Aber noch dauerte es Monate, bis es zur Entscheidung kam. Erst nachdem Vitellius schmählich geendet und Vespasian nach den Winterstürmen die Fahrt nach Italien unternommen hatte, brach Titus im Frühlinge des Jahres 70 mit seinen Legionen gegen Jerusalem aus.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Nathanaels Auftrag.

Kurz vor dem Beginne der Belagerung hatte in Jerusalem Johannes Gischala mit seinen Galiläern die Oberhand gewonnen. Erschreckt durch die vielen Hinrichtungen, welche die Zeloten ohne Ende vollstreckten, verbanden sich alle noch etwas Gemäßigteren mit ihm, und Eleazar sah sich mit seiner Rotte auf den inneren Tempel beschränkt. Die Burg Antonia und die großen Säulenhallen der Tempelumfassung hielten die Galiläer besetzt, und in den äußeren Vorhöfen kam es täglich zu Scharmützeln.

Eleazar erkannte, daß er allein seines Gegners nicht Meister werden könne. Nachdem er vom Tempeldache aus noch einmal die Stellung und Macht der Galiläer überblickt hatte, versammelte er daher den Sanhedrin der Verteidigung in der Zelle Gasius zur Beratung.

Zünftere Gesichter umgaben ihn; Leidenschaft glühte in den dunkeln Augen. „Brüder,“ begann er, „ich habe nun sichere Kunde, daß die Römer mit dem Beginne des Frühlings vor Jerusalem erscheinen werden, vier oder fünf Legionen, und dazu die Hilfspölker des herodianischen Verräters. Möge der Herr Feuer und Schwefel auf sie regnen lassen wie auf Sodoma und Gomorha! Lange hatte ich geglaubt, der Streit um die Kaiserkrone, den der Herr, unser Gott, in ihrem eigenen Hause entfacht hat — gepreßt sei er dafür! — werde die Gottverfluchten nach Italien rufen, wo der Krieg sie fressen würde wie die Phylister in den Tagen Sauls, da eines jeden Feindes Schwert gegen seinen Bruder gezückt war. Schon ist es ja so weit gekommen, daß in Rom selbst gekämpft wurde und daß der Tempel ihrer höchsten Götter auf dem Capitol in Flammen aufging. Und verbrannt sind die scheußlichen Bilder, das Werk ihrer Hände, denen sie greuelichen Götzendienst darbrachten. Das Haus unseres Gottes aber steht noch und wird in Ewigkeit stehen!“

Begeistert stimmten die Mitglieder des Rates diesen Worten bei. „Er hat es David und seinem Stamme geschworen!“ „Er darf und kann uns nicht verlassen!“ „Er wird seine Engel senden und unsere Feinde erschlagen wie unter Sennacherib!“ so tönte es wirr durcheinander.

„Gewiß, er kann sein Haus und seine heilige Stadt selbst in schützen, wenn er das will,“ fuhr Eleazar fort. „Aber wie er sich zu des Antiochus Zeiten des Malthathias und seiner Söhne, der Makkabäer, bediente, um den Greuel des Götzendienstes aus Jerusalem zu verbannen, so hat er sich gewürdigt, uns zu erwählen, um das

Joch der Heiden von den Schultern der Tochter Sions zu nehmen, und nicht diesen Galiläer, der vor dem Angesichte der Römer floh wie ein feiger Hund, und nicht diese Elenden, die auf beiden Seiten hinken und heute noch bereit wären, das Römerjoch zu lässen, wenn sie nur ihr elendes Leben und ihren Mammon dadurch retten könnten. Tod über sie alle, wie er einst über Pharaon und sein Volk in Ägypten kam!“

Abermals unterbrach ein Ausbruch des Beifalls Eleazar. „Es ist aber notwendig, daß wir jetzt über den Feigling von Gischala Herr werden. Wir müssen den Römern entgegengehen und sie in den Bergpässen schlagen wie den Cestius Gallus. Allein wie können wir das tun, den Verräter im Rücken? Sofort würde er sich ja des Heiligtums und seiner Schätze bemächtigen. Und wie können wir die Stadt und den Tempel verteidigen, wenn wir jeden Augenblick fürchten müssen, von diesem heimtückischen Galiläer angefallen, von seinem feigen Anhange verlassen zu werden? Nein, wir müssen vorher mit ihm ein Ende machen, koste es, was es wolle! Ich kenne nur ein Mittel, aber ich nenne es nicht gerne.“

„Nenne es!“ riefen alle.

„Ben Gioras,“ antwortete Eleazar.

„Der Räuberhauptmann, den du damals selbst mit Mühe aus der Stadt verdrängt hast?“ rief hohnlachend Meir, der Sohn Belgas.

„Ich gestehe, daß ich damals schelte. Es ärgerte mich, daß der dumme Pöbel ihn als den Sohn Davids und den Messias mit Halleluja begrüßte. Ich denke, das wird nicht mehr zu fürchten sein. Er ist ein tapferer Arm und kann uns leicht 10000 bis 20000 entschlossene Gesellen aus der Wüste und aus Idumäa herbeiführen.“

„Du willst durch Beelzebub den Teufel austreiben,“ sagte der Älteste Dalai. „Wie werden wir nachher den Ben Gioras los?“

„Dem ist es nur um Beute zu tun,“ antwortete Eleazar. „Versprechen wir ihm einen guten Teil des Tempelschatzes.“

„Und wenn er den ganzen nähme! Lieber er als dieser Galiläer oder die Römer!“ rief Dalai. „Und wir können ja einen Teil, den größeren natürlich, jetzt schon in den unterirdischen Gewölben vor seiner Habsucht in Sicherheit bringen. Wir wollen darüber Geheimnis schwören,“ riet Ben Raiphias.

„Scheint euch das gut, Brüder?“ fragte der Älteste.

Die Stimmen wurden gezählt, und die Mehrzahl war für den Vorschlag.

„Aber wie schicken wir dem Ben Gioras Botenschaft? Wie bringen wir ihn in die Stadt? Der Galiläer und sein Anhang haben alle Tore besetzt,“ fragten nun die Räte.

„Das laßt meine Sorge sein,“ entgegnete Eleazar.

Nach Schluß der Ratsitzung suchte der Tempelhauptmann seinen jüngeren Bruder Nathanael auf, der inzwischen zu einem halbgenachsenen Burschen von etwa 15 Jahren aufgeschossen war. Er hatte ihn mit sich in den Tempel genommen, als die Partei des Johannes von Gischala die Zeloten aus der Oberstadt verdrängte. „Nathanael,“ sagte Eleazar zu ihm, „du schuldest mir noch immer eine Genußigung; denn daß damals der römische Centurio mit dem Sohne des Sados aus unserem Hause entwich, ist nicht ohne deine Mithilfe geschehen, wie sehr du es auch ableugnest. Heute kaufst du die Sache quitt machen und zugleich der Stadt und dem Tempel Gottes einen herrlichen Dienst leisten. Willst du?“

Nathanael jagte mit funkelnden Augen: „Du weißt, Bruder, daß ich für die heilige Stadt und den Tempel gerne mein Leben wage. Ich stehe keinem meiner Altersgenossen nach mit der Schlei-

1) Flavius Iosephus l. c. IV, 10, 7.

der in der Hand. Noch heute traf ich vom Tempeldache aus drei Galiläer, die von der Antonia Pfeile auf unsere Leute schossen. Ich übe mich täglich im Schwert- und Speerkampf und bin schon lange groß genug, eine Rüstung zu tragen, wenn du sie mir nur gönnen wolltest. Aber du hast mich mit keinem freundlichen Blicke mehr angesehen seit der dummen Geschichte mit dem Centurio, dem ich doch ganz bestimmt die Türe nicht geöffnet habe. Wenn du mir nur glauben wolltest!

„Du sollst die Rüstung haben, und zwar eine prächtige, wenn du den Auftrag gut ausführst, denn ich dir anvertrauen will.“ antwortete Eleazar. Dann setzte er ihm seinen Plan auseinander, und nachdem Nathanael alles wohl begriffen hatte, hieß er ihn den zerfetzten Kittel eines Weikers anziehen und umwickelte ihm den linken Fuß mit einem schmutzigen Lumpen. „Hier hast du auch einen Krückstock.“ sagte er. „Nun, wenn du so in der Abenddämmerung durch die Gassen humpelst, wird dich keiner als den Bruder des Hauptmanns der Tempelwache erkennen.“ Dann fragte Eleazar noch einmal alle Punkte durch, die er ihm eingepägt hatte, und sagte: „So komm denn!“

„Erst laß mich vor dem Allerheiligsten beten, bevor ich den gefährlichen Gang unternehme.“ bat Nathanael. „Sie sagen zwar, die Engel Gottes hätten das durch Blut entwiesene Heiligtum damals laut wehklagend verlassen, als die ehernen Pforten von unsichtbaren Händen geöffnet wurden. Aber Er, dessen Namen wir nicht aussprechen dürfen, erhört mich vielleicht dennoch.“

„Du bist doch noch ein rechter Kindschopf, und ich handle am Ende wohl kaum klug, dir eine solche Sendung anzuvertrauen.“ brummte Eleazar. „Warum? Weil ich noch bete? Ich weiß schon, du sagst, das sei Weiberfische und der Mann müsse kämpfen. O Bruder, ich wollte, du betetest mehr, so würde der Herr auch dein kämpfen mit Sieg krönen!“ sagte Nathanael.

„So bete meinethwegen. Aber mach's kurz. Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Und während der Bruder sich Gott empfahl, versuchte auch Eleazar nach langer Zeit wieder einmal zu beten; doch seine von so wilden Leidenschaften verfinsterte, von so mancher Bluttat besleckte Seele konnte nur den Feinden Gottes und schließlich sich selbst fluchen, daß er zu einer solchen Zeit lebe und einem solchen Hause entsprossen sei. „Bald fange ich an zu glauben, was mein unseliger Großvater Tag und Nacht herseiert, daß der Fluch des Nazareners auf uns, auf der Stadt und dem ganzen Volke liegt. Wie viel Blut ist in dieser Stadt, ja in diesem Tempel geflossen, seit der Vater und der Großvater mitgegangen haben! Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Und doch, ich würde heute noch einmal mitschreien, lieber, als einen Galiläer für den Messias anerkennen!“

Nathanael kam, und die beiden Brüder stiegen aus einem Raume neben der Zelle Gassit, den Eleazar bewohnte, in die Gewölbe hinab, die sich weit unter dem Tempel und dessen Vorhöfen hinzogen. Sie zündeten Fackeln an; dann ging es steile, enge Treppen hinunter und durch viele gewundene Korridore. Man hörte zur Seite in den Mauern und durchbrochenen Felswänden das Wasser rauschen und glucksen.

„Es ist die Wasserleitung des Pilatus, eines der wenigen Römer, die der Stadt neben vielem Unheil doch ein bißchen Gutes gestiftet haben. Er hat auch den Nazareners kreuzigen lassen.“ erklärte Eleazar. „Da drüben fließt der Überschuss zum Silotrich hinab. Wir müssen den Kanal bewachen lassen, daß keine Leute des Galiläers durch ihn eindringen. Denn das Wasser fließt nur knietief in dem einige Ellen hohen Gewölbe. Das gebrauchte Wasser und das Blut der

Opfertiere aber wird durch einen steilen Stollen ins Kedrontal abgeleitet. — Der Fels hier liegt genau unter dem Allerheiligsten. Du weißt, daß über diesem Felsen unser Vater Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte.“

„Und daß auf ihm schon der Altar stand, auf welchem der gute Abel das erste Opfer, ein Lämmlein seiner Herde, darbrachte, welches Gott besser gefiel als die Gabe seines bösen Bruders Kain.“ sagte Nathanael. „So ist es überliefert, wenn auch in der Schrift der Platz nicht näher bestimmt ist.“ Und ehrsüchtigvoll berührte er den Felsen, der in seinen Augen durch ganz besondere Offenbarungen Gottes geweiht war.

„Hier ist ein Merkzeichen in die Wand eingekerbt, das dir den Weg angibt, wenn du allein aus der Stadt zurückkehren solltest. Sieh diesen Pfeil! Einfach gefiedert, leitet er dich in den Raum des Erdgeschosses, von dem wir ausgingen. Dort brauchst du nur an die Türe zu klopfen, und die Wache wird dich hören. Wie heißt das Lösungswort?“

„Israels Rache.“

„Gut. Die doppeltgefiederten Pfeile führen nach andern Galerien, und leicht könntest du dich in ihnen verirren. Halte dich also an dieses Zeichen, das den Weg zum alten Hasmonäerpalast angibt. Setz noch diese steile Treppe hinab, dann durch einen langen Gang unter der Sohle des Tyropoion und jenseits eine Treppe hinauf, und du trittst in das Kellergewölbe der Hasmonäer. Die Wache, die ich dort aufstellte, obgleich dieser Zugang fast unbekannt ist, wird dich auf das Lösungswort hin durchlassen. So lebe wohl und bring uns die ersehnte Hilfe!“

„Lebe wohl, Eleazar! Du sollst mit mir zufrieden sein.“

(Fortsetzung folgt).



Nachlese.

Aus Selslawetgrad wird vom 3. Juli berichtet, daß die Niederungen unter Wasser gelegt sind und die Ernte durch die Überschwemmung zugrunde gerichtet wird. — Auch in Kertsch hat die Überschwemmung großen Schaden angerichtet. Die niederen Straßen sind vom Wasser überflutet, Dämme und Brücken sind zerstört, der Verkehr in der Stadt ist unterbrochen, und es droht ernste Gefahr.

Die Streibewegung scheint von Tag zu Tag ernster zu werden. Aus vielen Städten laufen täglich Nachrichten über Einstellung der Arbeit in den verschiedensten Berieben ein. Die russische Geschäftswelt blickt allorts trübe in die Zukunft.

Wie es sich herausstellt, gestaltet sich die Lage der Landwirte bedeutend trostloser, als allgemein erwartet wurde; vielerorts ist eine vollständige Miskerte eingetreten, an anderen Orten erntet man kaum die Saat. Wo die Ernte besser ausfallen ist, z. B. auf Odonowien, wird den Gutsbesitzern durch die landwirtschaftlichen Streiks ein Strich durch die Rechnung gemacht. Denn die Landarbeiter organisieren sich zu einem Verband und schlagen die Arbeitslöhne hoch an. Dazu kommen die Agrarbewegungen, die an vielen Orten die Hoffnung der Gutsbesitzer zum Teil schon enttäuscht haben und immer noch weiter um sich greifen.

Die Geißel Rußlands, die geübte Kofakenkneute, hängt nach wie vor in verhängnisvoller Weise über den Häuptern der russischen Bevölkerung und macht unter Umständen noch viel von sich zu reden und — auch zu fühlen. Andererseits wird jedoch auch dem Eifer dienstbeflissener Polizeibeamten durch die noch schrecklichere

Bombe hie und da ein kleiner Dämpfer aufgesetzt.

Das Wetter.

Saratow, 1. Juli 1906.

In Num. 21, am 14. März 1906, schrieb ich: „Menschlich zu urteilen, haben wir noch allen diesen Wetteranzeichen hier keine ausgezeichnete Ernte zu erwarten. Ja es ist wahrscheinlich, daß sie unter mittelmäßig ausfallen wird.“ (S. 212.) So ist es auch eingetroffen. An manchen Orten ist eine vollständige Miskerte, an anderen ernten die Leute kaum die Saat. Eine Hungersnot steht bevor. Das Wetter hat sich pünktlich nach den im Herbst vorigen Jahres eingetretenen Anzeichen entwickelt: es herrschte eine seltene Dürre. Seit dem 20. April stand fortwährend eine große Hitze. Der Regen blieb aus. Gerade dieses hatte das Wetter in den Monaten November und Dezember vorigen Jahres vorausgesagt. — Der soeben verfloßene Juni ist sehr heiß gewesen. Nur an 6 Tagen stand der Wärmemesser auf 15—18 R. Dafür erreichte aber auch die Hitze in der letzten Woche ihren Höhepunkt, stieg der Thermometer doch am 27. bis auf 30 Grad R. (im Schatten); an den anderen Tagen dieser Woche zeigte er von 27—29 Grad; erst am 29. fiel er bis auf 23. Im Schatten 30 Grad, das ist eine geradezu unaussprechliche Hitze. Die höchste Durchschnittstemperatur war 23,6, — und die niedrigste 15 R. Der Wind blies

aus N	an 3 Tagen
„ NW	„ 9 „
„ W	„ 6 „
„ S	„ 1 „
„ SO	„ 4 „
„ NO	„ 7 „

30

6 mal war Gewitter ohne Blitz — besonders oft in diesem Jahr — einmal Blitz und Donner. Geregnet hat es 9 mal, darunter 3 mal durchweichend. An 11 Tagen war die Bewölkung 5 und darüber, an einem Tage (8. Juni) drang den ganzen Tag nicht ein Sonnenstrahl durch die Wolken. Am 7. war der stärkste Wind, der seit dem 1. Jan. d. J. gewesen. Zwischen dem 6. und 11. schwankte der Zeiger des Aneroids zwischen 755—759, hiewas das erste Mal unter dem Normalstande. An den übrigen Tagen 761—769.

Beiträge zum Seminarbau.

(Vom 12. Mai—3. Juli.)

Durch P. Scherr v. B. Sch. 10 R., Edelbert Hoffmann 3 R., Joh. Hopf auf 3 R., Joh. Hopf auf 1 R. 10 Kop., v. einem Brautigam für eine glückl. Ehe 20 R., Ludwig Fried 15 R. Durch P. Hein 96 R. 67 K. Durch P. Czerniachowicz 216 R. 19 K. Christian Bart 25 R. Peter Eppinger 5 R. Durch P. Scherr von Johannes Müller 200 R., Konstantin Kifner 100 R. (Seelmann.) von P. Joh. Wolf 5 R., von den Schülkindern in Karlsruhe 20 R. Die Kleinen opfern sehr gerne. Ihr „Väckelgeld“, wie sie sagen, damit der Bischof bald das Seminar bauen kann. Manche sagten, ihre Kopfen opfernd: „Wenn auch der Bischof für meine 2 oder 3 Kop. keinen großen Stein fürs Seminar kaufen kann, so gibt's doch einen kleinen. Ja, vergelt's Euch der liebe Gott! Eure 20 Abl. geben schon gegen 2 tausend Ziegel. Solcher Ziegel brauchen Wir drei Millionen.“ Für Coupons 346 R. 75 Kop. P. Altmeyer 25 R., Kaleidjew 18 R., durch denselben 10 R. 29 Kop., P. Warpucyanski 22 R. 50 Kop., P. Ghjidi 15 R., P. Michalski 49 R., P. Joh. v. Bauer 5 R., P. Joh. Weismann (Ahschdelt.) 18 R., P. Joh. Schneider (Blumenf.) 35 R. 50 Kop.

